

Zur Ökonomie künstlerischer Kräfte

Autor(en): **Trog, H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **12 (1913)**

PDF erstellt am: **11.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-749633>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

ZUR ÖKONOMIE KÜNSTLERISCHER KRÄFTE

Geistreich hat Ed. Korrodi im ersten Augustheft die ästhetische Verrechnung von Hauptmanns „Festspiel in deutschen Reimen“ durchgeführt. Der Fall regt noch einige Betrachtungen an.

Wie fiel man just auf Hauptmann als den Berufenen zu einer patriotischen Dichtung für die Masse? Finden sich Ansätze, Verheißungen oder gar Erfüllungen in dieser Richtung bei dem Dichter? Nicht dass ich wüsste. Auch von seinem großen historischen Drama, dem Florian Geyer, kann man's wahrlich nicht sagen. Viel ergreifendes gegenständliches Detail, aber kein durchsichtiger Bau in einfach-großen Linien; eine Fülle farbiger Gestalten, aber keine starke dramatische Gestaltung; ein Held, der nicht eigentlich heldenhaft wirkt. Heldisches Pathos ist Hauptmanns Sache nicht. Das soziale Empfinden und Mitleiden pulsiert stark in ihm. Die menschliche Schwäche ist bei ihm besser aufgehoben als die menschliche Größe, das Leidende besser als das mannhaft sich Wehrende, kraftvoll Kämpfende, noch im Unterliegen Siegende. Mit solcher Veranlagung, die einem tief pessimistischen Zug gehorcht, ist gerade dem Enthusiastischen nicht leicht beizukommen. Und doch wird just eine Festspiieldichtung, die den Strom aufflutender, hinstürmender, mitreißender Begeisterung eindrücklich zur Anschauung bringen soll, ohne dieses Element eines heißen, unter Umständen unbedenklichen Draufgängertums die Würze der Volkstümlichkeit einbüßen und kalt lassen. Vollends das ironische Element aber ist ein Todfeind aller Popularität. Hauptmann glaubte nicht darauf verzichten zu sollen. *Les petites marionettes font, font, font trois petits tours et puis s'en vont* — heißt's in dem alten französischen Kinderreim. So erscheint, wie einem Anatole France, einem Gerhart Hauptmann das Weltgeschehen und das Menschentreiben. Das schmeichelt aber dem Stolz der Menge nicht.

So hätte Hauptmann, und war er tausendmal ein Schlesier von Geburt, für die Breslauer Aufgabe gar nicht in Betracht kommen dürfen. Die ihn darum angingen, haben seine spezifische Begabung völlig verkannt. Und das darf man ihnen als eine Versündigung gegen die Ökonomie des Talenten anrechnen. Freilich, man wird dem gegenüber einwenden: Gerhart Hauptmann hätte das selber einsehen und auf die Anfrage einen ablehnenden Bescheid geben sollen. Allein das ist leichter gesagt als getan. Ein solcher Auftrag birgt eine starke Lockung. Wenn andere einem etwas zutrauen, ist es so leicht nicht, sich selbst zu misstrauen. Wer weiß, vielleicht bringt man's doch auch zustande. Und die Ehre, die man damit davonträgt, verführt. So kommen dann derartige falsche Situationen zustande. Die Auftraggeber spekulieren mit dem berühmten Namen, und der berühmte Autor lässt sich ködern. Das Resultat wird eine allgemeine Enttäuschung sein, und der Künstler, der sich verführen ließ, trägt den schwersten Schaden davon. Er wird aus den Grenzen seines Talenten herausgetrieben. Mit den ihm verliehenen Mitteln soll er etwas machen, wozu sein Genius ihm die Inspiration, die Kraft versagt; sich selbst untreu werden will er auch nicht, denn dazu ist er doch zu sehr Künstler, weiß auch, dass seine Freunde ihm genau auf die Finger sehen und ihm sofort vorrechnen würden, er habe schnöde zu fremden Göttern gebetet. So wird er niemand befriedigen. Er zerbricht an einer Aufgabe, für die er nimmermehr geschaffen war.

Was bei Hauptmann sich ereignet hat, das kommt gar nicht so selten auch auf andern Gebieten künstlerischen Schaffens vor. Ein Maler, ein Bildhauer kann in ganz dieselbe Zwickmühle hineingeraten. Einsichtslose drängen ihn in eine Arbeit hinein, der seine eigenste Begabung widerstrebt; ein falscher Ehrgeiz, vielleicht der Hintergedanke: Jetzt will ich's denen, die mir das nicht zutrauen, zeigen, dass sie sich geirrt haben; eine schwächliche Nachgiebigkeit gegenüber falsch beratenen und falsch beratenden sogenannten Verehrern — sie locken ihn in das Netz. Kostbare schöpferische Kräfte sind durch eine solche Missachtung der Ökonomie, die im künstlerischen Leben so gut zu Recht besteht wie im wirtschaftlichen, sozialen, politischen, wo *the right man on the right place* wichtigstes Prinzip ist, auf's schwerste geschädigt, unter Umständen in ihrem Lebensnerv getroffen und vernichtet worden. Wir wollen das Allgemeine nicht durch Beispiele, die auch in unserem Lande zur Verfügung ständen, verdeutlichen; aber unwichtig schien es uns nicht, die Breslauer Festspielfrage auch von diesem Gesichtspunkt aus hier zu betrachten. Sie birgt eine Lehre in sich, die ernstlich erwogen und beachtet zu werden verdient.

ZÜRICH

H. TROG



„ARNOLD REITZENSTEIN“

Einen ganz merkwürdigen Begriff vom Wert der Untertitel scheint mir der Verfasser dieses Buches¹⁾ zu haben. Es gibt allerlei Leute, auch solche, die manchmal den Drang fühlen, sich ihren Mitmenschen dadurch bekannt zu machen, dass sie etliche Druckbogen mit jammergestaltigen Gedanken bedrucken lassen. Zu diesen gehören verliebte Jünglinge oder andere närrische Seelen. Meistens pflegt man solche Erzeugnisse zu späterem rentablem Gebrauch zu alten Zeitungen zu legen; hin und wieder aber ist es nicht unangebracht, einem solchen „Roman“ auf die Schliche zu kommen und das Publikum darüber aufzuklären, dass es noch andere Schundliteratur gibt als Hintertreppenlektüre.

Mein verehrter Herr Verfasser, nehmen Sie mir meinen Ausfall nicht zu übel. Er gilt nicht so sehr Ihnen, als der ganzen Horde derjenigen, die Ihnen die Berechtigung geben, an Ihre gute „Muse“ zu glauben. Bitte, lesen Sie einmal im Buche eines Ihrer Freunde einen Satz wie den, den Sie uns schon auf der ersten Seite aufstischen:

„Es war einer der ersten Junitage des Jahres 1848, als nach jähem Rückfall der Kälte, wie er alljährlich gegen Ende Mai den Winter nochmals auf die schon in Blätter- und Blütenfülle schwellenden Fluren herabzubannen droht, plötzlich wieder eine so warme Luft hereinströmte, als ob der Lenz, dem soeben erst wieder siegreich zurückgekehrten Winter zum Trotz, gleichsam schon die heißen Tage des Juli herbeibeschwören wollte.“

Was würden Sie dazu sagen?

Oder wenn Sie lesen:

¹⁾ Hermann Brunnhofer, *Arnold Reitzenstein* — Kulturhistorischer Roman aus Heinrich Zschokkes Nachwelt — Max Drechsel, Bern.